



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Geschichtsphilosophische Gedanken. 9

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

ihres Amtes walten. Verurteilungen in landläufigen, uninteressanten Fällen bleiben am besten verschwiegen oder werden nur mit einer kurzen Erwähnung abgethan. Schwere Fälle aber, besonders dreiste Diebstähle, Morde, Kuppelprozesse sollten nur mit gebührendem Ernste und mit entsprechender Tendenz behandelt werden, wie denn jede humoristische Behandlung gerichtlicher Vorgänge, etwa nach Art der Berliner „schnoddrigen“ Gerichtsszenen als in das Gebiet des groben Unfuges gehörend, verpönt werden sollte.\*) Im allgemeinen wird die Entscheidung der Frage, was mitzuteilen sei oder nicht, eine Frage des leider wenig verbreiteten Taktgefühles sein und bleiben müssen, so lange nicht die bei dieser Frage beteiligten Behörden Schritte thun, sich eingehend mit einem Gebiete des öffentlichen Lebens zu beschäftigen, auf welchem thatsächlich schwere Mißstände herrschen.



## Geschichtsphilosophische Gedanken

9



ene italienischen Kämpfe im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts, die wir im vorigen Abschnitt erwähnten, führten einen sehr wichtigen Wendepunkt der Weltgeschichte herbei. Mit des Luxemburgers Römerzuge scheiterte endgiltig die Idealpolitik der mittelalterlichen Kaiser, und im Widerstande dagegen erwachte der Gedanke einer italienischen Nationalpolitik.

Es ist sonderbar, daß sich in der reichen, das große Ereignis betreffenden Litteratur jener Tage außer dem bekannten Briefe Dantes an Heinrich kein Zeichen eines Verkehrs zwischen beiden findet; es wäre unnatürlich, wenn zwei hervorragende Männer, deren Gedankenkreise und Lebensziele so vollständig übereinstimmten, drei Jahre in geringer Entfernung von einander zugebracht hätten, ohne in lebhaften und innigen Gedankenaustausch mit einander zu treten. Es ist hier nicht der Ort, das politische System, das sich Dante in selbständiger Verwertung und Umgestaltung aristotelisch-scholastischer Gedanken aufgebaut hatte, ausführlich zu entwickeln, aber den Grundriß müssen wir wenigstens zeichnen. Man bekommt hie und da Erwägungen über die Frage

\*) Auch in Leipzig wird leider oft über Gerichtsverhandlungen, die die betäubendsten Einblicke in das Leben und Treiben des armen niedern Volkes gewähren, in geradezu empörender Weise mit nichts als schlechten Wizen berichtet.

D. Red.

zu lesen, ob Dante der letzte mittelalterliche oder der erste moderne Mensch gewesen sei. Ich erkläre mir diese läppische Frage daraus, daß die Männer, die sie aufwerfen, außer der Göttlichen Komödie kein mittelalterliches Buch kennen und das Mittelalter für ganz unvernünftig, die Neuzeit für vernünftig halten; da sie nun in Dante einige ganz vernünftige Ansichten finden, so kommt er ihnen ein wenig modern vor. Der letzte mittelalterliche Mensch war er freilich nicht, denn die Herren vom Univers, Edmund Jörg und Duno Klopp sind ja auch noch da, von den Päpsten und den Jesuiten gar nicht zu reden, aber ein mittelalterlicher, orthodox römisch-katholischer Mensch war er durch und durch. Die Kaiseridee, in der er lebte und webte, ist, weil die Ergänzung der hierarchischen, ohne diese gar nicht zu denken. Was Alfred von Neumont in Beziehung auf Florenz sagt, daß Dante diese seine Vaterstadt in zürnender Liebe und liebendem Zorne gescholten habe, das trifft auch beim Papsttum zu: nicht dem Institut gelten seine Strafreden, sondern dessen seiner Ansicht nach unwürdigen Vertretern und dem Abfall von der Idee. Zu diesem Abfall nun rechnet Dante auch den Kampf der Päpste gegen die Kaiser, da ohne das Kaisertum auch die Kirche, das Reich Gottes auf Erden, nicht bestehen könne. Denn im Gottesreiche, so führt er im ersten Buche seiner Schrift *De Monarchia* aus, soll der Mensch seine höchste Bestimmung erreichen, die in der Entfaltung der Erkenntnis kraft zur gottähnlichen Weisheit bestehe. Diese Erkenntnisthätigkeit erfordere aber Ruhe und Sicherheit des Daseins, daher sei der Friede das höchste Ziel aller Politik. (Dante meint also eigentlich, alle Menschen müßten Philosophen und die Erde ein einziges großes, stilles Studirzimmer werden; die Leser wissen, daß wir ungefähr das Gegenteil für richtig halten.) Der Universalfriede könne aber nur durch einen Universalmonarchen gesichert werden. Denn so lange noch zwei gleichberechtigte Fürsten auf Erden vorhanden sind, können sie mit einander in Streit geraten. Aber *ubicunque potest esse litigium, ibi debet esse iudicium*; sonst würde an dieser Stelle des Weltalls etwas Unentbehrliches fehlen. Das ist nicht möglich, da Gott nichts Unvollkommenes schafft. Demnach muß zwischen und über jenen ein Höherer stehen, der keinen andern mehr weder über noch neben sich hat. Nur dieser Höchste kann gerecht richten, also die wichtigste Herrscherpflicht vollkommen erfüllen. Denn alle Ungerechtigkeit entspringt aus der Begierde. Der Universalmonarch aber, dessen Reich keine andre Grenze kennt als den Ozean, besitzt alles, kann also nichts mehr begehren, noch durch selbstsüchtiges Interesse von der Gerechtigkeit abgelenkt werden. Übrigens darf, meint Dante, die Universalmonarchie nicht hindern, daß sich jedes Volk seine besondern und nur ihm zuträglichen Gesetze und Einrichtungen gebe, denn es sei doch klar, daß die Bewohner des kalten Nordens und die Menschen im Himmelsstrich der Tag- und Nachtgleiche, wo die Hitze kaum Kleider zu tragen gestattet, nicht nach denselben Sitten leben können; nur das allen Menschen

gemeinsame habe der Kaiser zu leiten. Daß dem Dichter die Universalmonarchie nicht etwa für ein utopisches Traumbild, für einen Philosophentrost galt, sondern daß er darin den sofort zu verwirklichenden Zweck der kaiserlichen Politik sah, das geht deutlich aus seinem Schreiben an den Kaiser hervor, dessen Aufschrift lautet: Sanctissimo triumphatori et domino singulari, domino Henrico, divina providentia Romanorum regi, semper augusto, devotissimi sui Dantes Alligherius Florentinus et exul immeritus, ac universaliter omnes Tusci, qui pacem desiderant terrae, osculant pedes. Darin schilt er den Kaiser und beschuldigt ihn der Lässigkeit, daß er sich so lange in einem Winkel Oberitaliens aufhalte. „Du übersiehst, fürchten wir, daß die Macht der Römer sich nicht auf die Grenzen Italiens, noch auch des dreispitzigen Europas beschränkt; sondern obwohl zur Zeit durch widrige Gewalten eingeengt, läßt sie sich doch kaum die Woge des Weltmeeres als Grenze gefallen; denn es steht geschrieben

Nascetur pulcra Troianus origine Caesar,  
Imperium Oceano, famam qui terminet astris.“

Auch in seiner Schrift *De vulgari eloquio* weist er jeden Partikularismus und Nationalismus energisch ab. Er spottet darüber, daß jedes Volk und womöglich jedes Städtlein seine Mundart für die schönste halte und sich einbilde, diese müsse die Ursprache der Menschen gewesen sein. „Wessen Vernunft so elend geartet ist, daß er seinen Geburtsort für den köstlichsten unter der Sonne hält, der zieht auch seine Muttersprache allen andern Sprachen vor und hält sie für die Sprache Adams. Wir aber, denen, wie den Fischen das Weltmeer, so die Welt als Vaterland gilt, obwohl wir vor dem Zahnen die Wasser des Arno getrunken haben und Florenz so sehr lieben, daß wir aus Liebe zu ihm ein ungerechtes Exil erdulden, werfen nicht unser sinnliches Wohlgefallen, sondern vernünftige Gründe in die Wagschale des Urteils, und obwohl es für unser leibliches Behagen keinen angenehmeren Ort auf Erden giebt als Florenz, so schließen wir doch aus den Beschreibungen der Dichter und anderer Schriftsteller, sowie aus der Verschiedenheit der klimatischen Bedingungen, die sich auf der Erdoberfläche finden, daß es noch viele edlere und lieblichere Gegenden geben müsse als Tuscien, und daß viele Völker schönere und zweckmäßigere Sprachen haben müssen.“

Im zweiten Buche über die Monarchie beweist er, daß niemand anders als der Kaiser der Deutschen und „König der Römer“ zum Universalmonarchen berufen sei. Die Römer hätten ihre Weltherrschaft keineswegs durch Gewaltthaten und ungerechte Eroberungskriege erlangt, sondern von Gott sei sie ihnen verliehen worden zur Belohnung der Frömmigkeit ihres Stammvaters Aeneas, dessen sie sich auch selbst durch edle Gesinnung und Gerechtigkeit würdig gemacht hätten. Über der Sorge für das Weltall hätten sie ihre eignen Interessen veräußert, und Cicero habe Recht, wenn er sagt, mehr eine väterliche

Vormundschaft als eine Gewaltherrschaft hätten sie über die Völker ausgeübt. Übrigens sei ihre göttliche Sendung sowohl durch Wunder erwiesen worden (unter den Wundern nennt er auch die Rettung des Kapitols durch die Gänse), wie auch durch ihre Siege, denn wenn schon der Sieg im Zweikampf mit Recht als Gottesurteil angesehen werde, um wie viel mehr der im Völkerkampf, dessen richtiger Ausgang Gott ja noch weit mehr am Herzen liegen müsse. Daher begründe die Eroberung ein wirkliches Besitzrecht. Höhnend fordert er die Juristen heraus, ihm das Gegenteil zu beweisen. Der Rest des zweiten Buches und das dritte sind der Widerlegung der übertriebenen Ansprüche der Päpste gewidmet, die des Kaisers Unabhängigkeit und den Ursprung der Kaiser Gewalt unmittelbar aus Gott bestreiten.

Der Hauptsache nach war das ja die allgemeine, tief gewurzelte Meinung, wie sie der Sachsenspiegel ausspricht, und wie sie auch in Italien bis in die den Deutschen und ihrem Herrscher feindlichen Kreise auch damals noch ihr Ansehen behauptete. Johannes von Cermenate, ein Mailänder Notar, der auf die Deutschen sehr schlecht zu sprechen ist, sagt in seinem Geschichtswerke, wer immer sich zu den Menschen rechne, der müsse sich als Unterthanen des Reiches der Römer bekennen. Durch ihre feige Lässigkeit in jener Zeit, da der Papst von den Langobarden bedrängt ward, sei das Reich den Römern verloren gegangen und den Deutschen übertragen worden. Wie das Wahlrecht der sieben Kurfürsten entstanden sei, gesteht er ein, nicht zu wissen.

Es ist nun interessant, zu beobachten, wie sich Heinrich von der Kaiseridee, der er mit aufrichtigem Glauben anhing, ganz im Sinne Dantes erfüllt zeigt. Bis in den Sommer 1312 hinein mit dem Papste verbündet, mußte er sich mit diesem entzweien, sobald er im Kirchenstaate die unmittelbare Regierungsgewalt ausübte und Miene machte, das Königreich Neapel zu unterwerfen. Der Papst gebot Waffenstillstand, und nun trat der Konflikt ein, dem überhaupt kein Kaiser und kein Papst entgehen konnte, denn, sagt Ranke, ihre Ansprüche waren schlecht hin unvereinbar: der eine, der Papst, wollte keine Richter, der andre, der Kaiser, kein Gesetz über sich anerkennen. Heinrich ließ von seinen Juristen eine Antwort an den Papst aufsetzen, deren Hauptgedanken folgende sind. (Einen Teil der im folgenden benutzten Urkunden hat schon lange vor Bonaini Dönniges herausgegeben; einiges hat auch in die Monumenta von Perz Aufnahme gefunden.) Er wundere sich sehr, wie der Papst von Waffenstillstand sprechen könne, da er doch mit niemand Krieg führe; die Züchtigung eines rebellischen Vasallen sei kein Krieg. Überdies stehe das Recht, Krieg zu führen und Frieden zu schließen, allein dem römischen Kaiser zu, der es vom römischen Volke geerbt habe; ohne seine Erlaubnis dürfe niemand Waffen weder tragen noch gebrauchen. Die potestas gladii sei ein temporale, und alle temporalia gehörten dem Kaiser. Dem Petrus habe Christus nicht ein Schwert, sondern die Schlüssel übergeben. Das Königreich

Sizilien sei nicht, wie der Papst es nenne, der reich bewässerte Lustgarten der Kirche, sondern gehöre dem Reiche. „Garten und Erbteil des vornehmsten der Apostel war ein schlechter Kahn mit einigen Fischebrettern, und nachdem er dieses verlassen, um dem Rufe des Herrn zu folgen, die Wanderung durch die Welt, die Predigt des Evangeliums und schließlich der Tod am Kreuze.“

War Heinrich dem Papste gegenüber im Recht, so war er doch dem König von Neapel gegenüber entschieden im Unrecht; einen Anspruch auf Süditalien konnte er nur aus jener überspannten Kaiseridee herleiten, die ihn allerdings auch berechtigt haben würde, die Beherrscher von Indien und China als Vasallen zu behandeln, wenn er bis dahin gekommen wäre. Gewöhnlich begnügte er sich freilich nicht mit diesem allgemeinen, sehr leicht zu handhabenden Kaiserrechte, sondern ließ von seinen Juristen allerlei positiver klingende Rechtstitel ausfindig machen, für den Anspruch auf Bologna z. B. nicht weniger als vier. Einen interessanten Grund wissen die Herren für die Bannung der Städte Bologna, Padua und Treviso anzuführen. Die Bewohner dieser Städte hatten ihre Schätze nach Venedig in Sicherheit gebracht. Wären nun die drei Städte gebannt, sagten die Juristen, so wäre der Kaiser berechtigt, ihre Habe zu konfiszieren, vorausgesetzt, daß die Venetianer sie herausgäben (diese gingen natürlich auf eine so kavalierrmäßige Behandlung von Geldangelegenheiten nicht ein); der Kaiser braucht sehr nötig Geld, folglich — ist es nützlich, jene Städte zu bannen.

Die Bannbriefe gegen den König Robert und gegen die Städte strotzen von jenem apokalyptischen Schwulst, den die römische Kurie eingeführt hatte. In dem Urteil gegen den König Robert heißt es nach Aufzählung der Gründe, deren hauptsächlichster ist, daß er „gleich der tauben Ratte das Gehör seiner Ohren verstopft habe“: „Daher Wir ihn denn aller seiner Würden und jeder einzelnen, wie immer sie betitelt sein und worauf immer sie sich stützen mag, aller Ehren, Freiheiten, Immunitäten, Privilegien, Provinzen, Landschaften, Städte, Burgen, Landhäuser, Lehen, Vasallen, Güter, Sachen, Rechte und Hoheitsrechte berauben, ihn für einen Verräter und Reichsfeind erklären, bannen und, so er in unsre Gewalt kommt, zum Tode durch Enthauptung verurteilen u. s. w.“ Noch maßloser klingt der Spruch über Padua. Das Comune hat 10000 Pfund Gold zu bezahlen, die Mauern sind niederzureißen. „Alle und die einzelnen Personen des Comune bannen wir aus dem ganzen römischen Reich und bestimmen, daß jede Person genannter Stadtgemeinde an Leib und Gut geschädigt und ihrer Freiheit beraubt werden darf; im letztern Falle wird sie der Sklave dessen, der sie einfängt. Auch sind alle Bewohner der Stadt des Todes würdig und sollen, wenn sie in unsre Gewalt kommen, an den Galgen gehängt werden.“ Gehängt, zum Sklaven gemacht, aus dem Erdkreise verbannt werden und auch noch Strafe zahlen, das wäre etwas viel auf einmal, selbst wenn es sich nur um eine einzelne Person handelte.

Nicht genug zu bewundern ist die Glaubenskraft, mit der die Menschen jener Zeit allem Augenschein zum Trotz an ihren Idealen festhalten. Der Glaube der Italiener an das römische Kaisertum deutscher Nation, das den Frieden auf Erden herstellen sollte, in Wirklichkeit aber überall, wo es hinkam, die Entzweigungen vervielfachte, die Parteinut zum Wahnsinn steigerte, Städte und Landschaften verwüstete und auf seinem Wege keine andern Wahrzeichen zurückließ als die rauchenden Trümmer verbrannter Städte und Leichenhaufen, dieser Glaube ist noch wunderbarer als der Glaube an den apostolischen Charakter der römischen Kurie, denn der Widerspruch zwischen Idee und Wirklichkeit war im andern Falle noch packender, weil er das materielle Interesse jedes Einzelnen unmittelbar berührte. Heinrichs Freund Nikolaus von Butrint führte eines Tages Beschwerde darüber, daß die Kaiserlichen sogar Kirchen beraubten. Unter Thränen haderte der fromme Kaiser mit seinem Marschall, es nützte aber nichts. Ein Papst, der sich den Nachfolger der Apostel nennt und als Haupt eines schwelgerischen Hofes im Golde erstickt, ein Kaiser, der als Nachfolger des Augustus der Welt den Frieden geben will, aber anstatt dessen die herrschende Verwirrung vollends grenzenlos macht und nicht einmal an Ort und Stelle seine Unterthanen vor der Raubgier seiner eignen Truppen zu schützen vermag, die sind einander wert.

Uns Heutigen fällt es nicht schwer, einzusehen, wo der Irrtum des Ghibellinenideals steckt. Was Dante vom Imperium sagt, ist erhaben, schön und wahr, sofern darunter die weltliche Gewalt, die bürgerliche Ordnung im allgemeinen verstanden wird. Unsinn wird es dadurch, daß er es auf den deutschen Kaiser bezieht und diesem die unmögliche Aufgabe stellt, nicht bloß in Deutschland, sondern auch in Italien und allerorten auf Erden Ordnung zu schaffen. Zwar auch in diesem Unsinn steckt noch ein Sinn. Das römische Reich bleibt für alle spätern Geschlechter das Vorbild der Staatsordnung, erstens, weil aus seinem Schoße die mittelalterliche Staatenfamilie hervorgegangen ist, von der wiederum die unsrige abstammt, sodann, weil seine Einrichtungen und sein Corpus juris eine so musterhafte Ausführung der Rechtsidee enthalten, daß alle Staatsmänner und Rechtslehrer zu ihm in die Schule gehen müssen. Auch dies war richtig, daß nach Roms Untergange die Deutschen Europa beherrschten und bei ihrer Tüchtigkeit und Volkszahl auch dann als die Erben Roms erschienen sein würden, wenn es niemals einem Papste oder einem deutschen Könige eingefallen wäre, das Kaisertum zu erneuern. Der Unsinn lag darin, daß man auf diese großen und schönen Ideen einen wirklichen Staat zu bauen versuchte, für den die natürlichen Grundlagen fehlten. Der Unsinn ward zur Abgeschmacktheit, indem das Kaiserideal juristisch als Besitzrecht behandelt wurde; die Ghibellinen glaubten in allem Ernste, dem deutschen Könige werde die Kaisermürde vom damaligen „römischen Volke“ übertragen, d. h. von jenem Gefindel, das Rom bewohnte, der elendesten

aller italienischen Stadtbevölkerungen jener Zeit, die kaum den Namen einer Bürgererschaft verdiente, die aber auch der Luxemburger *suum carum senatum populumque Romanum* titulirt. Das Kaiserideal verführte nicht allein dazu, die wirklichen Pflichten über eingebildeten zu vernachlässigen, sondern es brachte auch solche Unternehmungen zum Scheitern, die, obwohl über den natürlichen Wirkungsbereich des deutschen Königs hinausgehend, an sich noch ausführbar waren. Heinrich konnte einen deutschen Staat herstellen. An Talent fehlte es ihm so wenig als an Thatkraft, und im Reiche stieß er auf keinen erheblichen Widerstand. Die Stürme der Hohenstaufenzeit hatten ausgetobt, die Macht des Hauses Habsburg war noch nicht konsolidirt, durch die Erhebung seines Sohnes Johann auf den böhmischen Königsthron gewann er eine feste Stütze im Osten. Aber als gäbe es in Deutschland gar nichts mehr zu thun, begab er sich zwei Jahre nach seinem Regierungsantritt nach Italien, blieb dort drei Jahre und holte sich in den dortigen Feldlagern einen vorzeitigen Tod. Immerhin hätte er ohne gar zu arge Vernachlässigung Deutschlands Oberitalien erobern oder nach damaligem Sprachgebrauch die Königsrechte dort wiederherstellen können, wenn er sich mit der Hulbigung der wichtigsten Städte und Stadttyrannen begnügt, ein paar Statthalter eingesetzt und Pisa als äußersten nach Süden vorgeschobnen Posten des Reiches behandelt hätte. Die frühere Kriegslust der Lombardenstädte war dahin, die reich gewordenen Bürger hatten sich an ein bequemes Leben unter kleinen Fürsten gewöhnt, Genua und Pisa sahen im Schutze des deutschen Kaisers die einzige Rettung vor der vor ihren Nebenbuhlerinnen, Venedig und Florenz, drohenden Vernichtung. Aber das genügte dem hochstrebenden Manne nicht. In jeder einzelnen Stadt wollte er seine unmittelbare Regierungsgewalt durchsetzen, an dem widerstrebenden Brescia, das ihn monatelang aufhielt, ein graufames Exempel statuiren, in ganz Italien Münzeinheit durchführen, sich die Halbinsel bis zur Südspitze unterwerfen. Barthold hat ihn einen Don Quixote in des Wortes edelster Bedeutung genannt. Nicht so ganz war er das. „Sicherlich, sagt Villani, wenn er sich mit der Belagerung von Brescia aufgehalten hätte, sondern gleich nach Toskana gekommen wäre, so hätte er Bologna, Lucca, Florenz, Siena, Rom, Apulien ohne Schwertstreich gehabt, denn sie waren weder gerüstet, noch sonstwie vorbereitet, und die Gemüther des Volkes schwankten, weil genannter Kaiser für den gerechtesten und gütigsten Herrn gehalten wurde. Es gefiel Gott, daß jener vor Brescia stehen blieb, dessen Belagerung sein Kriegsvolk und seine Macht verzehrte.“ Aber selbst nach diesem Fehler konnte er mit der Hilfe, die ihm aus Deutschland nachgezogen war, Italien noch unterjochen, wenn er nicht auf dem Zuge nach Apulien starb; die Ansicht spricht auch Villani an einer andern Stelle aus. Freilich, wäre er wirklicher König von Italien geworden, so hätte er gewiß aufgehört, wirklicher deutscher Kaiser zu sein. So ging jedes wirkliche Königtum an der Maßlosigkeit der

Kaiseridee zu Grunde. Barthold hebt mit Recht die tiefe symbolische Bedeutung der Thatfache hervor, daß der letzte, der mit voller Überzeugung die Kaiserrechte in ihrem weltumfassenden Umfange geltend machte, zugleich auch der römischen Gesetzsammlung, „diesem ewigen Buche,“ das letzte Blatt einfügen mußte. (Seine beiden Konstitutionen: *Quomodo in laesae majestatis crimine procedatur* und *Qui sint rebelles*, sind als *Extravagentes in Corpus juris* aufgenommen worden; sie stehen, falsch datirt, vor dem *Liber de pace Constantiae*).

Aus diesem Schiffbruch imperialistischer Idealpolitik erhob sich nun in Italien die königliche Realpolitik mit klarem Bewußtsein. Die eignen Freunde des Kaisers wurden irre an der Richtigkeit der Politik, die sie befolgt hatten. Mit welchen Empfindungen er in Genua erwartet worden war, davon giebt ein kindlich frommes Gedicht Kunde, worin er als der von Gott gesandte Retter begrüßt wird; seine Ankunft sei ein erfrischendes Bad, das Gottes Liebe dem vertrockneten Erdreich bereitet habe. Aber schon wenige Wochen darnach jammern die Genueser, sich selbst anklagend: ob sie denn blind gewesen seien, da sie ihre alte Freiheit ohne Schwertstreich hingegeben und sich freiwillig dem Joche gebeugt hätten! Durch „diese Pest“ werde ihr Handel vernichtet; die lombardischen Städte, Tuszien, Sizilien hätten alle Verbindungen mit ihnen abgebrochen; Geld zu erpressen sei der Hauptzweck des Königs. Wenn Dante die Lage seines Vaterlandes vor Heinrichs Ankunft höchst elend findet (*Ahi serva Italia, di dolore ostello, Nave senza nocchiero in gran tempesta, Non donna di provincie, ma bordello*, *Purg. VI, 76*), so schaut er eben die Dinge mit dem Auge des verbitterten Verbannten. Ganz anderer Meinung ist Albertinus Mussatus, der Dichter und Geschichtschreiber Paduas, der nicht ohne Entsetzen an die Zeiten Friedrichs II. denken kann, die herrliche Blüte Paduas nach Ezzelins Tode und die fünfzigjährige glückliche Friedenszeit in glühenden Farben schildert und durch den Lauf der Ereignisse aus einem begeisterten Verehrer in einen erbitterten Gegner Heinrichs verwandelt wird. In *Cane della Scala*, dem Herrn von Verona, dem Heinrich das Biskariat der Stadt Vicenza übergiebt, sehen sich die Paduaner einen zweiten Ezzelino erstehen. Der *Podestà* des belagerten Brescia erwidert dem Kardinal von Ostia auf dessen Mahnung zur Unterwerfung: der sogenannte Kaiser sei nur ein Zerstörer; er verwüste die Städte, vergebe sie an Tyrannen und wecke „das Schisma Friedrichs,“ die Parteilung der Guelfen und Ghibellinen wieder auf.

Eine grundsätzliche Widerlegung der Kaiseridee aber hat der Angiovine Robert von Neapel geliefert, in einer Instruktion für seine Gesandten an der Kurie, die seinen Widerstand gegen Heinrich rechtfertigen sollen, und in einer Proklamation, die er nach seiner Ächtung in Italien verbreiten ließ. Sein Gedankengang ist folgender. Wenn wir auf den Ursprung des Imperiums zurückgehen, so finden wir, daß es durch gewaltsame Besitznahme entstanden ist.

Nur Spanien, das sich niemals vollständig unterworfen hat, war in jene Okkupation nicht inbegriffen. Da nun nach dem Zeugnisse des Sallust jede Herrschaft mit denselben Mitteln erhalten wird, mit denen sie erworben worden ist, fortwährende Anwendung der Gewalt aber der Natur widerstrebt, so kann das römische Reich unmöglich durch alle Zeiten fortbestehen. Sein gewalthätiger Charakter offenbarte sich zuletzt auch noch in den Christenverfolgungen. Die Kaiser wollen keine andre Gewalt neben sich dulden, daher sich die Kaiser deutscher Nation, so tief auch vor der Wahl ihre Demut scheinen mag, nachher stets gegen den Papst erheben. Den französischen Königen sind sie feindlich gesinnt, indem sie immer behaupten, Frankreich habe Rechte und Länder des Reiches usurpirt. So liege es denn auch in der Natur des Imperiums, daß die Kaiser Sizilien haben wollten. „Aber welcher vernünftige Mensch sieht nicht ein, daß diese ganze Auffassung des Kaisertums falsch ist? Daß gleich jedem weltlichen Besitz auch die Souveränitäten im langen Laufe der Zeit durch die mancherlei Zufälle, von denen die Rechtsnachfolge betroffen wird, beständige Änderungen erleiden? Wo sind denn heute die Reiche der Perser, Aegypter, Hebräer, Trojaner? Wo ist das alte Römerreich, wo die Macht und Weisheit der Griechen?“

Hier haben wir, im Gegensatz zu dem mittelalterlichen Dante, zwar noch nicht einen modernen Menschen, aber ein Stück moderner realpolitischer Auffassung.



## Kunstphysiologie



Georg Hirth erfreut sich bei Kunstverständigen eines durch zahlreiche, meist praktisch brauchbare Veröffentlichungen begründeten guten Rufes. Das unten genannte, geistreiche und mit gutem Humor geschriebene, dabei auf sehr soliden und umfangreichen Studien beruhende Werk\*) ist zwar wissenschaftlicher Natur, wird jedoch ebenfalls die Praxis heilsam beeinflussen, und man braucht wahrlich weder Künstler noch Kunstkennner zu sein, um seine Freude daran zu haben.

Den Angelpunkt von Hirths künstlerischen Überzeugungen bildet der Satz Senecas, den er als Motto vorsetzt: *Omnis ars naturae imitatio est*. Daraus fließt ihm alle theoretische und praktische Weisheit. Für die Praxis kommt

\*) Aufgaben der Kunstphysiologie von Georg Hirth. München und Leipzig,

G. Hirths Kunstverlag, 1891.

Grenzboden III 1891